
Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger – Sitz Stuttgart

Vorsitzende: Dr. Konstantin Rößler, Gideon Horowitz, Margarete Leibig • **Wissenschaftliche Leitung:** Dr. Renate Daniel, Prof. Johanna Haberer • **Geschäftsführerin:** Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von: Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter, Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha, Pfarrer Rudolf Daur

74. Jahrgang

Februar 2024

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

zum Jahresbeginn wünschen Ihnen Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt ein gesundes und frohes Jahr 2024, in dem wir die Hoffnung auf Verständigung und Frieden nicht aufgeben!

Miteinander – Gegeneinander – Durcheinander Gleichgewicht als Lebenskunst

das war unser Thema 2023, auf das die Referentinnen und Referenten der Tagung ihre Antworten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven gegeben haben. Eine davon lautete in Ergänzung des Titels: eine Kultur des *Nebeneinanders* zu pflegen – uns auch mit konträren Standpunkten konstruktiv und in der Sache auseinanderzusetzen. Das spiegelt diese Zusammenfassung der Vorträge von **Wolfgang Teichert** wider. Ihm ist die schwierige Aufgabe wieder treffend gelungen, die Dinge auf den Punkt zu bringen und die Kernaussagen der Referate herauszuarbeiten. Dafür danken wir ihm sehr herzlich, ebenso dass er uns auf diese Weise die Tagung in der Rückschau noch einmal nahebringt und lebendig werden lässt. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und Wiederentdecken!

Weitere Informationen zur vergangenen wie zur kommenden Tagung finden Sie in unserem Newsletter, der auch auf der Website zur Verfügung steht: www.igt-lindau.de. Außerdem hat Auditorium Netzwerk die Vorträge des letzten Jahres als DVD oder Download im Angebot unter: <https://shop.auditorium-netzwerk.de>.

In dieser Zeit, die von tiefen Verunsicherungen und Konflikten geprägt ist, stellt sich uns allen die Frage, wie wir darin bestehen können. Ausgehend von Ihren Vorschlägen haben wir daher als Thema für die nächste Tagung formuliert:

Zusammenhalten Vielstimmig und streitbar, beherzt und besonnen

Wir hoffen, damit Ihre Neugier zu wecken und Sie im Herbst wieder begrüßen zu dürfen. In diesem Jahr feiert die igt ihr 75-jähriges Bestehen und so laden wir Sie ganz herzlich ein zur Jubiläumstagung vom 27. bis 31. Oktober 2024, wie immer in Lindau (und auch online)!

Bereits Ende Februar, vom 23. bis 24. Februar 2024, findet unser Symposium „Atempause“ in Konstanz (und online) statt unter dem Titel

Die Macht der Bilder

und ist der Ehrenpräsidentin der igt, Prof. Dr. Verena Kast, gewidmet, die im vergangenen Jahr ihren 80. Geburtstag gefeiert hat. Auch dazu sind Sie herzlich eingeladen!

Ihr Vorstand der igt

Dr. Konstantin Rößler – Gideon Horowitz - Margarete Leibig

Miteinander – Gegeneinander – Durcheinander – Gleichgewicht als Lebenskunst

igt-Tagung 29.10.–02.11.2023

Für Lebenskunst, so der Vorsitzende der IGT, Konstantin Rößler, in seiner Einleitung, stehen die Zeichen nicht gerade gut: „Die alten politischen Bruchlinien zwischen Links und Rechts verschwimmen vor einem neuen, viel tieferen Abgrund, der sich auftut in der Wahl zwischen Demokratien und Autokratien.“ Es gebe so etwas wie eine Rückkehr autoritärer Strukturen, und manche zögen diese vor, gegenüber einem Leben in Freiheit und Verantwortung für sich und andere. Terror und Krieg im Nahen Osten und der Krieg in der Ukraine dauerten an: „Wie können“, fragte Konstantin Rößler dringlich, „die vielen Menschen, die dort unendliches Leid erdulden müssen, Sicherheit und Schutz und Trost finden? Wie können wir ein Gleichgewicht erlangen, in dem wir nicht selbst in einseitige Spaltungen geraten und uns nicht in die Logik der Vergeltung hineinziehen lassen? Und was sind die Wurzeln für all diesen Vernichtungswillen, dieses unerbittliche Gegeneinander?“ Im Anschluss an den Club of Rome: „Nur in einem globalen Konsens könnte es uns gelingen, eine soziale und ökologische Umwelt herzustellen, in der Menschen würdig und körperlich und psychisch gesund leben können.“ Einfaches Miteinander genüge nicht, denn das fänden wir auch in jeder Blase, die sich in digitalen Chats, in Verschwörungstheorien oder geschlossenen Gruppen entfaltet. Solches Miteinander beruhe auf Ausgrenzung, auf Gegnerschaft, auf Diskriminierung: Ein Wir-Gefühl auf Kosten der anderen, eine Art kollektiver narzisstischer Spaltungsmechanismus, mit dem man das eigene Selbstwertgefühl zu stabilisieren sucht. Das sei jedoch ein kollektiver Abwehrmechanismus. Dahinter ständen „existentielle Ängste, Fragen der Identität und des Selbstwerts.“ Um aus der Dialektik von Gegeneinander *oder* Miteinander herauszutreten, könne sozusagen als drittes Element eine „Kultur des dosierten Durcheinanders“ helfen; also mehr Bereitschaft uns auszusetzen, uns auseinanderzusetzen, uns zu mischen mit konträren Positionen. Interdisziplinarität sei denn auch das „Markenzeichen“ der Internationalen Gesellschaft hier in Lindau. Rößler eröffnete die Tagung dann mit einem Zitat von Elisabeth von Thadden (ZEIT vom 5.10.2023): „Für eine warme, offene Gesellschaft sollte die Mehrheit im Hellen jetzt kämpfen. Um

den Angstmachern nicht die Macht darüber zu geben, was wir fühlen. Und was wir tun.“

Aus Köln zugeschaltet, eröffnete dann über Zoom **Luise Reddemann** das Tagungsthema **„Miteinander-Gegeneinander-Durcheinander. Gleichgewicht als Lebenskunst“** mit einer Kritik und zugleich mit dem Eingeständnis eines für sie wichtigen Lernschrittes. Die Kritik formulierte sie mit Worten der „Grande Dame“ englischer existentieller Psychotherapie Emmy van Deurzen: Die Psychotherapie habe sich traditionell eher in einem medizinischen als in einem philosophischen Milieu entwickelt. Sie beginne gerade erst, die Möglichkeit eines radikalen philosophischen Ansatzes zu entdecken. Auch Luise Reddemann regte an, sich „mehr mit dem Existentiellen zu befassen.“ Das Wort „Durcheinander“ signalisiere ihr die aktuelle Situation in der Welt und in der Politik als entsetzliches Durcheinander im Sinn von fassungslos und entgeistert. So auch Freuds Brief an Einstein: „Warum Krieg“. Freud schreibe eher pessimistisch, dass man also gegen die Aggressivität wohl niemals ankomme. Er hoffte allerdings, dass mit der Psychoanalyse mehr Friedfertigkeit möglich ist. Reddemann fragte denn auch dringlich: „Müssen wir uns damit abfinden, dass wir gegen Kriegslust und Kriegswillen niemals ankommen?“ Man könne darum „Durcheinander“ ja auch anders verstehen, als „durch eine sehr enge Beziehung sich aufeinander einlassen, betreffen lassen. Es kann tiefes Verstehen entstehen durch diese Bewegung durcheinander hindurch.“

Das führe zum Miteinander, also zur Verbundenheit. Es gehe also darum, dem anderen Menschen ohne Vorannahmen zu begegnen, damit „die Sachen selbst“ gewürdigt werden können. Dazu brauche es eine Begegnungsbereitschaft, die über ausschließliche Beschwerdeorientierung hinausgeht. Sie wünsche sich ergänzend „mehr Bereitschaft zum Nebeneinander und Vermeidung von Besserwisserei.“

Denn gerade die Erfahrungen des Abstandhalten-Sollens können möglicherweise auffordern, „uns unseres Verbunden-Seins bewusster zu werden.“ Mit Christian Felber (österreichischer Autor und politischer Aktivist, geboren 1972): „Wir sind Personen – unverwechselbare einzigartige Individuen, durch die zugleich ein größeres und umfassenderes Lied klingt.“ Das verweise darauf, dass das lateinische Wort *per-sonare* wörtlich ‚hindurch-klingen‘ und *unum-versum* ‚ein Lied‘ bedeutet.

Sie habe im Laufe ihres Therapielebens eingesehen, „dass es nicht *den* Weg gibt, dass festgelegte Behandlungspfade und Manuale zwar nützlich sein können, dass sie mir aber niemals

die Verantwortung abnehmen konnten, wenn ich mich auf Komplexität und vorher nicht berechenbare Situationen einzulassen hatte.“ Zur „mitfühlenden Begleitung“ gehöre, „dass wir uns von den PatientInnen zeigen lassen, was für sie möglich und aushaltbar ist.“

Die Referentin ging (im Anschluss an Michael Eigen, einen der einflussreichsten zeitgenössischen amerikanischen Psychoanalytiker) so weit, zu sagen, „nach 53 Jahren therapeutischer Arbeit“, glaube sie nicht mehr an Therapie. „Ermutigen und fördern“ treffe es eher. KlientInnen, nicht TherapeutInnen könnten am besten beurteilen, was hilft und was nicht.

Diese Haltung habe Folgen für TherapeutInnen:

„Wir PsychotherapeutInnen müssen viele und individuelle Wege finden, um regelmäßig, sorgfältig und systematisch klares Feedback von unseren Klienten zu erhalten... Wir müssen als PsychotherapeutInnen nicht nur Behandlungsziele mit unseren KlientInnen aushandeln und das Verständnis unserer KlientInnen für ihre Probleme und Ziele an die erste Stelle setzen. Wir müssen auch flexibel und vielstimmig genug sein, (...) dass wir eben nicht den PatientInnen abverlangen, sich an die Behandlung anzupassen, sondern dass wir die Behandlung den KlientInnen anpassen. KlientInnen kommen oft mit ihrer eigenen Art des Erzählens und eigenen Ideen, was am besten zu ihnen passt, und was gute Aussichten hat, damit zu arbeiten und heilen zu können.“

Gerade aus Sicht traumatisierter PatientInnen sei dies „meeting the clients where they are“ bedeutsam und vermittele ihnen Respekt vor ihren Lösungen: Das könne so weit gehen, dass man sich sehr weit entfernt fühle von ihnen, nur verbunden durch die Bereitschaft, da zu sein. Diese Haltung könne auch als ein Gegeneinander erlebt werden, so dass man Feinfühligkeit brauche und Offenheit für kritische Resonanzen von PatientInnenseite. Es gehe also um ein Nebeneinander, als ein gewisser Grad von innerer Distanz. Denn, so Reddemann nachdrücklich, zumindest bei traumatisierten Menschen werde durch „Einführung“ oft Überflutung gefördert. Die führe dann zu dissoziativen Reaktionen. Wie man diese Ungewissheit und Ohnmacht aushält?

„Ich stelle mir vor“ bekannte Luise Reddemann, „dass es in mir eine beobachtende Instanz gibt, der ich mich für Momente überlasse. Mit ihrer Hilfe betrachte ich und bin eben nicht ausschließlich identifiziert. Und das kann auch hilfreich für PatientInnen sein, die darauf übrigens häufig von selbst kommen.“

Sie wisse aber zugleich auch, dass es ohne vorübergehende Identifikation kein Mitgefühl geben kann. Dabei helfe dann nur Demut und Mut: „*Demut* hilft mir, bescheiden bleiben zu

können, mich selbst nicht zu überfordern, anzuerkennen, dass Probleme oft viel größer sind als meine Fähigkeit „alles“ zu verstehen. *Mut* hingegen bedeutet, in schwierigen Situationen nicht aufzugeben, aber eigene Grenzen zu erkennen.“ Es gehe dann um Behutsamkeit, Verlangsamung, geduldiges, kleinschrittiges Hinschauen ohne vorschnelle Einordnungsversuche und um Respekt vor der anderen Person und den sich zeigenden Grenzen. „Dafür brauche ich eine Zusicherung, dass Zeit da ist“ schloss sie ihren Vortrag.

Am Abend führte **Johanna Haberer** dann ein Gespräch mit der 21-jährigen **Malva Scherer**. Die Sängerin war aus München angereist, obwohl sie wegen Erkältung ihre Songs nicht selbst vortragen konnte: Also gab es neben dem Interview Songs vom Band und YouTube-Videos von der Leinwand.

Die Coronazeit war für die Sängerin nur erträglich gewesen, da es ihr gelang, die Traurigkeit und den Weltverlust in Text und Musik zu bannen. Daraus wurde eine erste Platte mit dem Namen „Kandierter Kummer“, die Malva zusammen mit dem 21-jährigen Multi-Instrumentalisten Quirin Ebnet arrangierte und beim Independent-Label Trikont herausbrachte. Ihr Manager, der Musikredakteur Gerry Huber, der ebenfalls an diesem Abend in Lindau zu Gast war, glaubte gleich an ihr nur scheinbar unzeitgemäßes Potenzial.

Gefragt, ob sie mit ihrem absichtlichen Retro-Blick und der Melancholie denn eine „Welle erwischt“ habe, antwortet die Sängerin: Das, was wie „Retro“ wirke, sei für sie ein wichtiger Rückzugsort vor der allgemeinen digitalen Beschleunigung. Sie fotografiere auch meist analog. Es sei zwar teurer, verlängere aber die Vorfreude, wenn man die abgezogenen Bilder erst nach ein paar Tagen in Händen halte – sozusagen Gewinn durch Verzicht auf das digitale Sofortbild!

Mal singt sie auf Englisch, mal auf Deutsch, in fast zerbrechlicher Weise, voller vertraulicher Einblicke in ihre Emotionswelt – es sind Songs wie Tagebucheinträge. Sie ist keine Protestsängerin, ihre Texte befeuern also nicht das „Gegeneinander.“

Den englischen Song „Second Floor“ etwa kommentiert sie so: „Darin geht es um ein Sich-nicht-ganz-zugehörig-fühlen, fast als wäre man durchsichtig. Es ist wie eine Betrachtung meines eigenen Ichs aus einer fremden Perspektive: ‚I think I have to go to visit her, in the cold apartment on the second floor‘“.

Die Selbstdistanz oder das, was Johanna Haberer „wie durch eine Milchglasscheibe“ nannte, gehe bei ihr bis zur Trennung in Bühnen-Ich und persönliches Ich. Dabei sei es fast schwierig,

dass ihr Taufname derselbe sei wie ihr Künstlername. Sie könne sich also nicht hinter ihrem Bühnen-Ich verstecken. Was machen denn „Likes“ mit ihr, also die zustimmenden Resonanzen in den sozialen Netzwerken? „Die sind seltsam. Es sind zwar Streicheleinheiten, aber keine echten.“ Trotz aller Gründelei will sich Malva nicht auf Melancholie festlegen lassen. Ihre zweite Platte erscheint im Mai 2024 unter dem Titel „A Soft Seduction Daily“. Hier kommen neue Seiten zum Tragen: das Wilde, Verspielte, ein Schmunzeln. Man darf also gespannt sein...

Am Montagmorgen dann eröffnete die Politologin **Ulrike Ackermann** ihr Thema „**Die neue Schweigespirale. Wie Politisierung, Moralisierung und Emotionalisierung unser Denken und Lernen einschränken**“ mit einer Warnung an die ZuhörerInnen, zu entscheiden, ob sie sich mit den sensiblen Inhalten auseinandersetzen wollen. Sie wollten, kann man vorwegnehmend berichten; besonders die studentischen Vertreterinnen und Vertreter.

Ihre These im Anschluss an Elisabeth Noelle-Neumanns „Schweigespirale“: Seit einiger Zeit entwickeln sich Polarisierungen nicht mehr aus der gesellschaftlichen Mitte heraus, sondern entzündeten sich an den Rändern unserer Gesellschaft über Fragen von Identität und Zugehörigkeit. Sie machte auf die Herausforderungen aufmerksam, die identitäre Communities mit ihren fundamentalen Forderungen nach Anerkennung an die Mehrheitsgesellschaft stellen. Dabei kritisierte sie „miteinander konkurrierende Opfernarrative, Moralisierung und Partikularismus, die in den letzten Jahren auch die Universitätslandschaft erreicht hätten.“ Die ursprünglich mit legitimen Emanzipationsforderungen angetretene Identitätspolitik habe sich in der jüngsten Zeit ins Extreme verkehrt; statt dem Anspruch auf universelle Rechte ständen nun die partikularen Gruppeninteressen im Vordergrund. Die Referentin zeigte, wie diese Politisierung und Ideologisierung, die Wissenschafts- und Meinungsfreiheit die Ideale der Aufklärung unterlaufen. Eine Zeit lang hätten wir gedacht, die Bedrohungen der Freiheit für westliche, demokratische Gesellschaften kämen nur von außen: etwa von China, das seine hegemonialen Ansprüche immer aggressiver weltweit umsetzt, oder von Russland, das seine neoimperialen Ambitionen vehement verfolgt und versucht, Europa und die USA mit seinen Cyber-Interventionen zu spalten und zu destabilisieren. Eine Folge auch der Coronakrise? Viele hätten erstmals in ihrem Leben drakonische Einschränkungen ihres Lebensstils und ihrer individuellen Freiheit erlebt. Der Staat habe wieder

das Zepter geschwungen; die Rückkehr zu Eigenverantwortung und Bürgersinn sei ins Stocken geraten.

Schaue man sich die Zusammensetzung der Demonstrationen gegen die staatlichen Schutzmaßnahmen und Freiheitsbeschränkungen an, fände man dort illustre Querfronten zwischen links und rechts. Diese politischen Ränder eine ein ausgeprägt antiwestliches Ressentiment: Die Skepsis gegenüber der Globalisierung, durchsetzt von Antikapitalismus, Europaskepsis, Putin-Verehrung, der Wunsch nach starker Führung und einer harten Hand, das Misstrauen gegenüber der parlamentarisch-repräsentativen Demokratie; stattdessen der Wunsch nach direkter Volksherrschaft: Man kritisiere den Individualismus und feiere das Kollektiv. Es handele sich dabei auch um einen Aufstand gegen die globalisierte Moderne und die von ihr bescherte grenzenlose, konfliktreiche Unübersichtlichkeit der Welt. Die Revolte richte sich gegen das kosmopolitisch-urbane, global vernetzte sogenannte Establishment.

Obwohl das ideologische Rechts-Links-Schema überwunden schien, greife es immer noch. Im Zentrum der erneuten Rechts-Links-Konfrontation stehe nun der Streit über das Selbstverständnis der Nation. Die Polarisierungen in diesen Debatten seien flankiert von wachsendem Moralisierungsdruck. Denkverbote und ideologische Scheuklappen machten eine argumentative und rationale Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Krisen und Herausforderungen immer schwieriger. Hinzu komme der Selbstzweifel an der Erfolgsgeschichte der westlichen Zivilisation (Stichwort: Dekolonisierung und Postkolonialismus), bis hin zum westlichen Selbsthass; übrigens zunehmend in Universitäten, Redaktionsstuben und Kulturinstitutionen beheimatet!

Frage also: Was sind die Triebfedern, wenn plötzlich Bilder in öffentlichen Museen entfernt werden, weil sich eine gesellschaftliche Gruppe beleidigt fühlen könnte? Bücher umgeschrieben werden, Hochschulfassaden von missliebigen Gedichten gesäubert werden? Denkmäler gestürzt werden? „Es sind Eingriffe zugunsten eines vermeintlich gerechten, politisch korrekten Regimes, das es jeder Ethnie, jedem Geschlecht und jeder Religion recht machen will.“ Der Wunsch nach Eindeutigkeit und Einheitlichkeit, nach Reinheit und Reinigung habe sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern ausgebreitet. Spitzensatz der Referentin: „Dieser antirassistische Furor erinnert in seiner Rigidität an den Tugendterror der Jakobiner in der Französischen Revolution, die mit allem Alten brechen und das Vergangene radikal ausmerzen wollten.“ Die Identitätspolitik von rechts und die extremistisch militanten Umtriebe der „Identitären Bewegung“ in ganz Europa werden schon länger als

Bedrohung unserer Freiheit wahrgenommen. Sie favorisieren einen Kollektivismus, der sein Heil in der ethnischen Homogenität der „Volksgemeinschaft“ sieht. Und auch der Gefahr, die vom identitären politischen Islam ausgeht, sehe man inzwischen genauer ins Auge.

Sie nehme wahr, so die Referentin, wie sich seit einigen Jahren auch eine Identitätspolitik von links an den Hochschulen fest etabliert. Dabei begann es, so eine weitere Deutung, im Zuge der Neuen sozialen Bewegungen seit den 1970er Jahren durchaus emanzipatorisch. Völlig zurecht schlossen sich Frauen und soziale Minderheiten zusammen, um für ihre Rechte einzutreten. Sie machten auf historische und aktuell bestehende Diskriminierungen aufmerksam und bekehrten gegen Sexismus und Rassismus auf. Doch Zug um Zug habe sich mit dem Lob der kulturellen Vielfalt und Differenz ein ideologisch gewordener Multikulturalismus ausgebildet, der die freiheitlichen Errungenschaften der westlich-europäischen Zivilisation zunehmend relativierte. Immer neue soziale Gruppen, die sich als Opfer von Ungerechtigkeit und gesellschaftlicher Benachteiligung verstanden, hätten ihre jeweils unterschiedlichen Opfererzählungen, mit denen sie besondere Rechte forderten. Nicht für Individuen würden Rechte eingefordert, sondern für die jeweiligen Opferkollektive, die alle als partikulare Einheiten gleichrangig behandelt werden wollen. „Aus den ehemals emanzipatorischen Bestrebungen sind identitäre Communities entstanden, die ihre Anliegen ideologisiert haben und einen lautstarken moralisierenden Feldzug gegen die sogenannte Mehrheitsgesellschaft führen.“ Und da machten die Studentinnen und Studenten in ihren geschützten Blasen keinen Unterschied mehr. Die Wissenschaftsfreiheit gerate immer stärker unter Druck, wenn Rede-, Denk- und Diskussionsverbote propagiert würden oder „Trigger-Alarm“ gegeben wird, weil Studierende durch Mikro-Aggressionen aufgrund schwer verdaulicher Lehrinhalte und harter Fakten vermeintlich traumatisiert werden könnten. (Trigger bedeutet all das, was Menschen, die einer nicht dominanten Gruppe angehören, möglicherweise verstören könnte, ein Begriff, der ursprünglich aus der Trauma-Forschung kommt). Studenten seien zu „Schneeflocken“ geworden, die man vor vermeintlich gefährlichen Gedanken beschützen müsse. Als potenziell verstörende Lektüre wurde beispielsweise an einer Universität in Großbritannien eine Arbeit mit Passagen aus der Bibel abgelehnt. Der sogenannte Dekolonialismus, hervorgegangen aus den Postcolonial Studies, setze sich neben den Gender Studies allenthalben in Europa durch. Diese linke Identitätspolitik sei die Spätfolge eines philosophisch und soziologisch propagierten Multikulturalismus und Kommunitarismus, wie

ihn die Sozialphilosophen Charles Taylor und Michael Walzer propagierten. Vor allen Dingen Denkbausteine des französischen Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus, wie etwa Michel Foucaults Machtkritik, hätten Eingang gefunden in die neuen Kritischen Theorien sozialer Gerechtigkeit aus den USA, die nach Europa zurückwandern. Es geht darin vor allem um Herrschaft, Diskursmacht und Sprache, um die Aufteilung der Gesellschaft in Opfer und Täter, Unterdrückte und Mächtige, Privilegierte und Nichtprivilegierte. Dies laufe der Wertschätzung des Individuums, jenseits von Geschlecht, Ethnie oder Religion, sukzessive den Rang ab – ein Paradigmenwechsel, der über den Diversitäts- und Opferdiskurs an den Hochschulen hinausreicht. Solche Moralisierung, die die Identitätspolitik betreibt, sei ebenso problematisch wie Essentialismus. Dabei wird einer Kultur, einer Ethnie, einem Geschlecht oder einer Religion ein besonderer wesenhafter Kern zugeschrieben, der die Identität der Gruppe ausmache und deshalb zu schützen sei. Damit unterscheidet sich die eigene Gruppe von anderen Menschen und setzt sich von der Mehrheitsgesellschaft ab. Sie will rein und unvermischt bleiben. Dieses Besondere, zum Beispiel die Hautfarbe, dürfe nun keineswegs von anderen Personen oder Kulturen angeeignet werden. Verwerflich ist dann etwa, wenn in der Online-Kommunikation schwarze Emojis von Weißen verwendet werden. Scharf kritisiert wird deshalb auch, wenn eine weiße Schauspielerin auf der Bühne die Rolle einer Schwarzen übernimmt. Begründung: Dies sei das historisch bekannte Blackfacing und deshalb rassistisch. Solcher Rassismus-Vorwurf sei inzwischen inflationär im Gebrauch.

Es sei, so schloss die Referentin, allerhöchste Zeit, die Prinzipien der Aufklärung im Bildungsauftrag wieder ernst zu nehmen, an der Schule ebenso wie an der Universität: eine Rückbesinnung auf die Humboldt'schen Bildungsideale, nämlich Bildung zur Persönlichkeit, die Befähigung zu eigenständiger Urteilskraft, zu Kritik und Selbstkritik. All dies will gelernt sein, vor allem die Fähigkeit, Konflikte und Ambivalenzen auszuhalten. Und all dies kann nur in freier Debatte, ohne Tabus und Denkverbote, erworben werden. „Nur in der Pluralität der Meinungen, die im zivilisierten Streit aufeinandertreffen, festgefügte Gesinnungslager aufbrechen, kommt der Wettbewerb der Ideen wieder in Gang. Nur so wird es uns gelingen, Polarisierungen aufzulösen und ernsthaft den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu suchen.“

Eine eher düstere und nicht von allen Betroffenen (den Studierenden) geteilte Analyse, wie die nachfolgende kontroverse Diskussion zeigte, in der sich vor allem Studentinnen und Studenten gegen den „Blasenvorwurf“ wehrten. Die „Safer spaces“

seien gerade Orte, an denen die Diskurskultur geübt würde, also keine schweigende Mehrheit.

In seinem Referat „**Umweltkrise = Verhaltenskrise? Individuelle und systemische Katalysatoren und Barrieren nachhaltigen Handelns**“ präsentierte **Gerhard Reese** (Universität Kaiserslautern-Landau) sein Thema aus einer umweltpsychologischen Perspektive. Er wollte „Transformationspfade“ gehen, die dazu beitragen könnten, eine sozial-ökologische Gesellschaft zu erreichen. Also fragte er, wie sich psychologische Ansätze in ein umfassendes Modell gesellschaftlichen Wandels einbinden lassen. Dabei konzentrierte er sich auf eine Theorie der sozialen Identität für umweltfreundliches Handeln. Er betonte, dass weniger individuelles, als vielmehr kollektives Denken und Handeln starke Treiber einer Veränderung sein können. Dazu sei aber eine spezifische soziale Identität – eine globale Identität – nötig, um Veränderungen zu kommunizieren und politische Vorstellungen zu entwickeln, die sowohl wirksam sei, aber auch in der Öffentlichkeit Akzeptanz finden müsste!

Zunächst betonte er, dass viele unserer täglichen Entscheidungen auf den mentalen Stimmungen von Gruppen beruhen, denen wir angehören. Diese Gruppen beeinflussten unser tägliches Leben durch Normen, Werte, Glaubenssysteme und Ziele und wirken sich auf unsere Entscheidungen aus. Unser umweltfreundliches (und umweltfeindliches) Handeln sei hier keine Ausnahme – es wird eben nicht nur durch individuelle Faktoren bestimmt, sondern ist oft abhängig von der Einbindung des Selbst in gesellschaftliche Gruppen, Hierarchien und Systeme.

Und so begann der Referent sofort mit einer Tafel über besorgniserregende Temperaturabweichungen unsres Klimas: Über 99 Prozent der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf der Welt halten den Klimawandel für menschengemacht. Aber Klima sei nicht das einzige. Man müsse auch an die Abnahme biologischer Vielfalt auf dem Planeten denken; mit Folgen eben auch für Menschen und deren Lebensweise. Wir seien dabei, die planetarischen Grenzen und das Leistungsvermögen der Erde zu überschreiten. Das spreche sich dringlich herum. So gäben viele (nach einer Umfrage in England unter 6.000 Berufstätigen jeder Fünfte) an, dass sie – unter anderem – ihren Job wegen mangelnden Umweltbewusstseins ihrer Firma gekündigt hätten („Climate Quitting“).

Auch nähmen Ängste zu: So gebe es die „Klimaangst“, die unmittelbar mit der Klimakrise zu tun hat, die „Ökoangst“, die entsteht, wenn man sieht, wie planetare Ökosysteme bedroht

sind und die „Solastalgie“, ein neues Wort für Trauer um den (erlebten) Verlust von Natur -und Lebensräumen.

Die Rolle der bisherigen Psychologie habe individuell bereits viel zur Veränderung des menschlichen Verhaltens angesichts der Bedrohung beigetragen, wenn sie herausfindet: Wir müssen nur die Einstellungen ändern. Wir müssen stärkeres Umweltbewusstsein schaffen. Wir müssen die Menschen bilden. Wir müssen individuelle Routinen durchbrechen. Wir müssen individuellen Konsum verändern. Wir müssen den individuellen CO2-Abdruck verringern.

Aber diese „individuellen Hebel“, so der aufs Systemische zielende Referent, reichten nicht. Um zu verstehen, wie sich ein ungerechtes und nicht nachhaltiges gesellschaftliches System in ein sozial-ökologisches Gesellschaftssystem verwandeln kann, sei eine Perspektive erforderlich, die die verschiedenen Ebenen eines komplexen Systems berücksichtigt. Eine Gesellschaft funktioniere nämlich auf drei Ebenen. Die zentrale Ebene wird als *sozio-technologisches Regime* bezeichnet. Das Regime besteht aus aktuell verfügbaren Institutionen (z.B. Regierungsbehörden, Ministerien), Infrastrukturen (z.B. Autobahnen, Flughäfen), Technologien (z.B. Motorentchnologien) und Politiken (z.B. Vorschriften), aber auch aus normativen Verhaltenspraktiken (z.B. Autofahren). Das Kohlenstoff-Bepreisungs-Regime ist in die sozio-technische Landschaft eingebettet, die aus „dem technischen, physischen und materiellen Hintergrund besteht, der die Gesellschaft aufrechterhält“, wie klimatische Bedingungen oder die Verfügbarkeit fossiler Ressourcen. Während die Regime- und Landschaftsebene als eher stabil angesehen werden, können sie durch die dritte zentrale Ebene – die Nischenebene – aktiv verändert werden: Neue Technologien, Verhaltensweisen und Ideen für politische Veränderungen können sich auf der Ebene der Nischen entwickeln. Hier entstehen Netzwerke von Individuen, die den gesellschaftlichen Wandel fördern, indem sie ihr eigenes Verhalten ändern oder unterstützen. In Deutschland zum Beispiel habe die Bewegung „Fridays for Future“ zumindest zu einer stärkeren öffentlichen und politischen Debatte über das Klima beigetragen. Dieses kurze Beispiel veranschaulicht die „Macht des Wir“: Wenn wir gemeinsam mit anderen Gleichgesinnten handeln – so die These von Gerhard Reese – ist ein gesellschaftlicher Wandel möglich. Also: In Gruppen können Menschen Ziele erreichen, die sie alleine nie erreichen würden.

Frage: Wie können wir diese, zuweilen auch wohligen Gruppenzugehörigkeiten nutzen, um gegen die Klimakrise und andere Herausforderungen vorzugehen?

Hier führte der Referent seinen „Ansatz der sozialen Identität“ ein. Der sei sensibel für die interaktive, vernetzte und voneinander abhängige Natur des menschlichen Lebens in Familie oder Nachbarschaft.

Aber Menschen könnten sich auch mit noch größeren Kollektiven identifizieren. Warum nicht mit der gesamten Welt oder mit der Natur?

Das wahrscheinlich einflussreichste Modell zur Erklärung kollektiven Handelns, so der Wissenschaftler, sei das SIMCA-Modell (Social Identity Model of Collective Action): Wenn man mit einer Gruppe vor Ort gut verbunden ist, wachse das Verständnis auch für kollektive Handlungen. Es wachse noch mehr, wenn man überzeugt ist, dass die eigenen Handlungen dazu beitragen, gemeinsame Gruppenziele zu erreichen.

Gibt es einen Zusammenhang, so fragte der Referent gegen Schluss seines Referates, zwischen der Gesundheit des Planeten und unserer eigenen Gesundheit? Seine These: Unsere Umwelt hat einen weit größeren Einfluss auf die Gesundheit, als die meisten Menschen ahnen. Häufig richteten wir bei Gesundheit den Blick eher nach innen. Unser Körper und seine Funktion werden unter die Lupe genommen. Diagnostische Tests ermitteln unseren Gesundheitszustand anhand von Messwerten. Tabletten sollen helfen, ein verlorenes Gleichgewicht wiederherzustellen. Doch all das sei nur die halbe Wahrheit.

„Der Blick nach außen ist mindestens genauso wichtig. Spätestens durch den voranschreitenden Klimawandel hat die Wissenschaft verstanden, wie stark unsere Gesundheit von einem gesunden Planeten abhängt.“ Der Forschungszweig dazu heißt „Planetary Health“ (planetarische Gesundheit).

Dieses Forschungsfeld beziehe alle Bereiche mit ein, die sich mit der Klima- und Biodiversitätskrise befassen. Das geht von Menschen, die sich mit Ernährungssicherheit und Wasserzugang befassen, bis hin zu denen, die sich mit Rassismus befassen. Seine Fragen: „Sind wir in der Lage, uns eine Welt vorzustellen, in der saubere Luft, sauberes Wasser und saubere Lebensmittel für alle verfügbar sind? Und ist in dieser Welt die Wirtschaft auf Gesundheit und Wohlbefinden ausgerichtet und finden wir lebenswerte Städte, in denen sich gesund leben lässt?“

Um dem näher zu kommen, forderte der Referent am Schluss seines Referates fünf Wege:

- Einen Wertewandel (Wandel dich, nicht das Klima)
- Eine wirksame „prototypische Führung“ (also eine Führung, die integer, leistungsorientiert, ideenreich, visionär ist und über organisatorisches Geschick und Teamgeist verfügt)
- Kollektives Handeln und Wirksamkeit („Yes we can“)

- Wandel sozialer Normen (also ungeschriebene Regeln in einer Gemeinschaft – etwa, dass man bei Inlandsreisen besser die Bahn als das Flugzeug nimmt)
- Und schließlich „veränderte Narrative“ (verstanden als veränderte grundlegende Denk-, Erklärungs- und Interpretationsmuster, die in Form von Geschichten erzählt werden können)

Solche Geschichten nämlich gäben dem, was ein Mensch erlebt, wahrnimmt, denkt, fühlt und tut, Sinn. Sie erzeugen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Menschen und wirken daher sowohl einschließend wie abgrenzend. Sie sind nicht nur für Individuen identitätsstiftend, sondern auch für Gruppen und Organisationen innerhalb einer Gesellschaft und für ganze Nationen: Also: Wovon man nicht reden kann, könnte man bei besserer Gelegenheit erzählen.

Judith Noske, Fachärztin für Kinder und Jugendpsychiatrie und psychotherapeutische Medizin (Wien) wählte das Thema: **„Von der Fähigkeit zum Nebeneinander oder vom Verpassen und Berühren.“** Auch wenn ihr das „Nebeneinander“ im Tagungsthema gefehlt habe, gefalle ihr, wie das Tagungsthema eine Art interaktives Wortspiel inszeniere, das Wirkung habe auf das sich entwickelnde „Ich“ von Menschen in Beziehung zueinander. Denn die Arbeit mit jungen Menschen sei immer eine persönliche. Sie werde als Therapeutin „in den Kontakt geholt und gleichzeitig draußen gelassen.“

Das sei nicht einfach, weil sie sich frage, wie „mit den Extremen, dem Gewöhnlichen und dem Ungewöhnlichen, dem Langweiligen und nicht Kontrollierbaren, dem Fremden“ umzugehen sei. Dabei seien Kinder und Jugendliche wie Seismographen einer Gesellschaft, wenn sie nach Formen des Ausdrucks für ihre Verunsicherung suchen.

Und hier kommt das „Nebeneinander“ ins Spiel, denn der oder die Andere neben mir relativiert mich und stellt mich auch in Frage. Wer also bin ich selber in meinen Beziehungen?

Judith Noske nun hat es mit Patientinnen und Patienten zu tun, deren psychische Entwicklung verletzt wurde, die notwendige Entwicklungsschritte nicht machen konnten oder sich in einer Krise befinden: „Sie treten mit uns dementsprechend in Beziehung, sprechen uns anders an und brauchen von uns Unterschiedliches.“

Man unterscheide Jugendliche mit einem gestörten Selbst (niederes Strukturniveau) von Jugendlichen mit einer Störung auf einer „Borderline Organisation“ (mittleres Strukturniveau) und Jugendliche, die über neurotische Mechanismen (neurotisches

Strukturturniveau) leben. Sie selber versucht, seelisches Erleben in seiner Entwicklung zu verstehen, gerade in seinen „Rissen und Spalten.“

Für dieses Verstehen, findet die Referentin ziemlich genial das Wort „Angrenzung“, also die „Fähigkeit, den Anderen in Anwesenheit sein zu lassen.“ Die Grenze nämlich zwischen Außen- und Innenwelt sei der Ort, wo Berührung und Trennung zusammenkommen, wo Entwicklung aber auch Verletzung passieren: „Man könnte psychisches Leiden als eine Störung an einer Grenzlinie verstehen und Symptome als aktiven Versuch der Seele, wieder ein Gleichgewicht zwischen „innen und außen herzustellen!“

Und siehe da: Wenn die Grenzziehung keine Störung markiert, sondern es zwei oder mehreren Bereichen ermöglicht, einfach nebeneinander koexistieren zu können, dann könne es dort „angenehm ruhig sein.“

Für diese Fähigkeit zum Nebeneinander gab die Referentin dann Beispiele aus dem Praxisalltag.

Denn das Nebeneinander, so ihre These, „ist eine Kunst mit dem Vielen und Widersprüchlichen zurecht zu kommen und sich in einer schnell verändernden Welt zu orientieren.“

Solch Nebeneinander gebe es in der Abwehr. Zitat einer Patientin (16): „Lass mich, solange die Scham und der Schmerz so groß sind, einfach nur sein. Frage, aber frage nicht mich. Schau mich nicht an. Versuche nicht, mich zu verstehen. Rede leise.“

Diese Art von Nebeneinander gebe es eben auch in der „Angrenzung“, dann nämlich, wenn die übliche Verknüpfungsarbeit der Therapie nichts bringt, weil gerade der Kontaktversuch als gefährlich erlebt wird, wenn also kein Containment (keine Eindämmung) möglich ist. Was dann? Angrenzung heißt in diesem Fall, einfach nebeneinander zu sitzen („Ich beginne, die Patientin in der Stille gern zu haben.“)

Man komme in der Angrenzung aber auch an den *Wunsch* zu sterben. Frage: Lässt sich solche Realität des Todes und des Lebens nebeneinander aushalten? Man tue gut daran, in solcher Situation „mit dem ganzen Gewicht des eigenen Seins Stellung zu beziehen!“

Also mit der Berührung im Nebeneinander ist es wie mit zwei aneinander gelegten Teppichen: Man lernt, die Dinge sein zu lassen und mit dem umzugehen, was wir nicht verstehen; nicht unbezogen oder losgelöst, sondern eher in „einem sensiblen Abstimmungsprozess, der ein Wissen um die eigene Grenze und die Grenze des Anderen abverlangt, ein Nebeneinander der Nähe.“ Dazu „braucht es eine Sensibilisierung für Grenzphänomene, weil die Grenze der Ort ist, an dem das Ich und das

Du ausverhandelt werden muss, aber auch der Ort, an dem ein friedliches Nebeneinander möglich wird, ohne dass viel passiert.“

Man braucht Orte also (und das könnte auch für die gegenwärtige kriegerische Situation gelten), an denen sich nicht etwas zu behaupten braucht, wo Dinge einfach nebeneinander da sind, weil sie nebeneinander da sein dürfen. Ziel ist nicht, eine Grenze zu verteidigen, weil das schon viel zu viele Opfer gefordert hat. „Stattdessen muss um eine von beiden Seiten akzeptierte Grenzziehung gerungen werden; vorsichtig, tastend und im Bemühen ums Fremde.“

„Angrenzung“ bedeutet für Judith Noske, bis zu einer Grenze zu gehen und nicht weiter den Bereich des Anderen zu betreten, der Verführung des Anderen Stand zu halten und nicht vor der Einsamkeit zu fliehen. Angrenzung bedeutet dann für die Therapeutenseite – diesseits der Grenze sozusagen – der eigenen Angst, dem eigenen Bedauern, der Ohnmacht und der Trauer sich auszusetzen und mit der Liebe und dem Hoffen eine Form anzubieten, anwesend zu sein, zu bleiben, um zu bezeugen, was ist.

Denn wenn es keine Übertragung gibt, so könnten wir auf Berührung hoffen. Berührung sei leichter in der Angrenzung möglich als in der Übertragung: „Berührung ist die am feinsten abzustimmende Form des zwischenmenschlichen Kontaktes!“ Sie ist ein „zärtliches Gewahrsein“, wo sich der andere gerade befindet, aus der Empfindung eigener Anwesenheit.

Man lebt darin eine bezeugende Grenzposition. Die gebe den Patienten die Chance, zu ahnen, es gebe vielleicht doch etwas. („Ist da jemand?“). Die Analytikerin oder der Analytiker bekämen die Möglichkeit, „Rêverie“ zu lernen, eine Art träumerischen Ahnungsvermögens (Wilfred Bion), um zu spüren, was auf der anderen Seite geschieht. Das könne übrigens mit einer starken existentiellen Verunsicherung einhergehen.

Sehr wichtig seien (mit Daniel N. Stern) sogenannte „Begegnungsmomente“, weil diese die Beziehung zwischen Menschen (das intersubjektive Feld), das Nebeneinander aufbrechen. Solche Momente verbinden vergangenes und zukünftiges, weil Patient und Therapeut gegenwärtig sind, sich nicht in der Zukunft oder in der Vergangenheit, sondern im Jetzt befinden. Stern nenne dieses Phänomen den „Gegenwartsmoment“ („now moment“). Durch solche Gegenwartsmomente erweitere sich in der Begegnung das implizite Beziehungswissen sowohl des Patienten als auch des Therapeuten. Stern misst diesen Gegenwartsmomenten deshalb so eminente Bedeutung bei, weil es Augenblicke sind, in denen sich die Bewusstheit beider Partner im Jetzt, in der unmittelbaren Gegenwart begegnet. Sie sind

bedeutend, weil häufig „die Vergangenheit die Gegenwart ausblendet, indem sie einen großen Schatten über sie wirft, oder die Gegenwart durch die Zukunft ausgelöscht wird!“

Fazit: Es brauche für die therapeutische Seite konzentrierte Anwesenheit, „besonders dort, wo es Spaltung und Spannung gibt, wo man Gefahr läuft, den Anderen zu verpassen oder zu sehr mitzuagieren oder uns selbst in den Brüchen und Spalten des therapeutischen Raums zu verlieren.“ Dabei helfe die Fähigkeit zu unterscheiden, was zum Patienten gehört und was zu mir und „was ich gerade nicht unterscheiden kann. Versuchen wir an das Fremde anzugrenzen, seien wir von dem betroffen, was schwer ist, und lassen uns von dem erschüttern, was gar nicht vorstellbar ist.“ Man dürfe „das Verrückte nicht vergewaltigen.“ Aber es brauche aufmerksame Zeugenschaft, das heißt, die Bereitschaft Phänomene wahrzunehmen, wie sie erscheinen und nicht, wie sie nach eigenen Vorstellungen und Vorurteilen sein mögen. Es braucht Standhalten vor Bedeutungslosigkeit ohne Bedeutung erzwingen zu wollen. Schlusssatz:

„Wir müssen die Sprache der Fremde nicht sprechen, aber wir können neuen Rhythmen zuhören.“ Kurz, es brauche die Erfahrung, einfach sein zu dürfen, mit sich und neben dem Anderen.

Der katholische Theologe **Paul Zulehner** (Wien) kleidete sein „**Plädoyer für eine Kultur des Vertrauens**“, in ein Zitat des US-amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt, inmitten der Großen Depression des Jahres 1933: „The only thing we have to fear is fear itself!“ (Das Einzige, wovor wir Angst haben sollen, ist die Angst selbst!).

Die damalige Situation, so der Theologe, ähnele der heutigen: „Wir leben in einer taumelnden Welt“ (so der in Paris lehrende Sozialethiker Peter McCormick im Februar 2022). Stichwortartig: „Dritter Weltkrieg auf Raten“, Klimanotstand mit irreversiblen Kipppunkten; Migration in und zwischen Ländern und Vormarsch der künstlichen Intelligenz.

Kurz: Die Balance zwischen Ökonomie, Ökologie und dem Sozialen sei eine große politische Herausforderung. Sie werde begleitet von sehr unterschiedlichen Grundstimmungen und Gefühlslagen in den verschiedenen Regionen der Erde!

These also: Großherausforderungen „machen unsere Welt taumeln. Und just in dieser Zeit gehen der Welt die Hoffungsressourcen aus. Sorge werde zudem dadurch gesteigert, dass politische Populisten die Angst für ihre wahltaktischen Machtinteressen missbrauchen. Wie kann man diese Angst verstehen, besser noch: *in ihr* bestehen“, fragte der Referent mit der

Tiefenpsychologin, Theologin und Musiktherapeutin Monika Renz (Angst verstehen, Freiburg 2018). Sie beziehe sich auf C.G. Jungs Konzept von einem „Selbst“ als bleibenden Kern des Menschen, der dafür sorgt, dass ein Menschenwesen durchflutet sei von Urvertrauen als Mitgift fürs Leben.

Aber: Dieser „Seelengrund mit dem hellen Urvertrauen“ sei schon früh überlagert durch eine dunkle Schicht, Urangst eben. Sie entstehe, wenn sich das duale Bewusstsein im Mutterschoß auszubilden beginnt: hier das erwachende Ich und dort die Welt. Das werdende Menschenleben gelangt – um an den Genesisbericht zu erinnern – gleichsam unter den Baum der Erkenntnis.

Diese sich ausbildende Urangst überlagere und verschütte das Urvertrauen im Grund des Menschen. Der Theologe Zulehner erinnert in diesem Zusammenhang an das alte Wort „Erbschuld“. Er ersetzt es durch „Prägung“. Solche Prägung gehe gleichsam unserer Freiheit und Schuldfähigkeit voraus. Und das hat Folgen: Urangst entsolidarisiert und erzeugt eine Kultur der Rivalität. „Wo die Angst eine Person prägt, verteidigt sich diese gegen die eigene Angst durch Gewalt, Gier und Lüge. Ähnlich wirkt die Angst in der Politik: Sie verursacht gewaltsame Kriege, begünstigt im Wirtschaften unbegrenztes Wachstum und steigenden Konsum sowie im politischen Alltag Korruption. Fazit: „Angst macht also böse.“

Wie darin bestehen? Mit der erwähnten Monika Renz: „Tiefer als die Ur-Angst liegt das Ur-Vertrauen.“

In der Angst bestehen, sei ein Lebenskunstwerk, das denen gelingt, die sich inmitten bedrängender Angst mit dem Urvertrauen am Existenzgrund verbinden können. „In einem solchen Kraftfeld wird es einem verängstigten Menschen möglich, in der Angst zu bestehen.“ Und dabei komme die Religion, deren „Kernaufgabe“ es sei „Verbundenheit mit dem Grund allen Seins, das wir zögernd Gott nennen, aufzudecken und zu stärken.“ Und das gelinge durch einen Shift (Umschalten) von einer angstgetriebenen moralisierenden zu einer hoffnungsschwangeren heilenden Haltung. Zulehner nennt das einen Shift hin zur Mystik, der sowieso die Zukunft gehöre; „Ziel der Religion ist es dann nicht, Gott rational zu begreifen, sondern zu bewohnen.“

Praktisch bedeute das: Zugang zu den heilenden Ritualen.

Mit Monika Renz suchte Paul Zulehner die Bedeutung der Rituale im Lebenshaushalt jedes Menschen auf dem Weg über eine Art tiefenpsychologischer Christologie. Vorbild sei dann Jesus, der mit seinem Grund (Abba) dauerverbunden sei. Diese „außergewöhnliche Dauerverbundenheit macht ihn zum Symbol

für die ständige Zugänglichkeit Gottes für alle Menschen“; im Gegensatz zum Normalfall jedes Menschen, der eben nicht dauerverbunden ist.

Um aber den Kontakt zum „Dauerverbundenen“ zu suchen, würden Rituale helfen als „Fahrzeuge“ durch die dunkle Urangst hindurch, hinein „in die sprudelnde Quelle des Vertrauens in der Tiefe allen Seins!“ Den Nichtdauerverbundenen würden Rituale helfen, durch ständige Wiederholungen verbunden zu sein. Übrigens: Neben den religiösen Ritualen gebe es weitere alltägliche Wege und Umwege zum heilenden Urvertrauen, dann nämlich, wenn menschliches Vertrauen wächst, wenn elterliche Menschen ein Kind Bindung erfahren lassen, wenn „eine gediegene Bildung in allen Lebensstufen gelingt, irrationale Angst in rationale Furcht zu verwandeln“ etc. Zulehner nennt sie „Kleine Sakramente des Vertrauens.“

Freilich, so schränkte der Referent ein: Es gebe auch eine Gestalt von Religion, die nicht Hoffnung macht, nicht Knoten löst, nicht Lösungen herbeiführt, weder persönlich noch politisch, sondern die selbst Probleme verursacht und vorhandene Probleme verschärft. „Es ist jene Gestalt der Religion, die sich aus trüben Eigeninteressen missbrauchen lässt für die Angst und deren Geißeln: also zur Legitimation kriegerischer Gewalt, ökologisch fataler ökonomistischer Gier sowie narzisstischer Lüge und Korruption.“ Vor dieser fatalen Perversion ihrer Aufgabe sei keine Religion gefeit, wie der Referent an weiteren Beispielen zeigte.

Solche Form von Religion brauche „eine tiefgreifende Reformation aus ihren eigenen Quellen“, um eine heilende Hoffnungsressource in der taumelnden Welt zu werden: „für die einzelnen angstbedrängten Menschen sowie für die Völker der Erde und die eine, von Gott geschaffene und tief verwundete Natur.“

Der Kulturanthropologe und Ethnologe **Timo Heimerdinger** (Freiburg) handelte unter dem Thema „**Verzicht – Reizwort, Schlüsselbegriff oder blinder Fleck?**“ von zwei gegensätzlichen Wahrnehmungen. Verzicht sei eigene Entscheidung, also gewollt, sonst säße man nicht hier in Lindau an einem Feiertag. Als eigene Entscheidung, hier zu sein, gehöre Verzicht zum notwendigen Bestandteil jeglichen Handelns. Zugleich aber sei Verzicht ein „Schlechte-Laune-Thema“. Man assoziiert Lustfeindlichkeit, Zwang und Fremdbestimmung: „Mit ihm lässt sich keine Wahl gewinnen“, konstatierte der Referent zu Beginn. Aber genau diese Spannung von Selbstverständlichkeit und Abwehr locke ihn auch wissenschaftlich. Er wolle den Akt des Verzicht-

tens jenseits von Zwang und Verbot als sinnvolle menschliche Handlungsmöglichkeit ernst nehmen.

Und so begann er zunächst Verzicht und seine gesellschaftliche Bedeutung abzugrenzen von Verbot, Mangel und Verlust, weil er einen pauschalen Aufruf zum Verzicht auf jeden Fall verhindern wollte.

Reduktion sei gleichwohl „das Gebot der Stunde.“

Bezüge zum Verzicht bewegten sich nach Heimerdinger in einem spannungsreichen Spektrum: Am einen Ende erscheint Verzicht als pragmatische Reaktion auf Sachzwänge. Er ist hier negativ konnotiert und erfolgt eher gezwungenermaßen, zähneknirschend und widerwillig aus der Einsicht in die Notwendigkeit heraus. Am anderen Ende des Spektrums ermöglicht Verzicht, sich höheren Sinndimensionen zu öffnen und sich als Teil eines größeren Ganzen zu erleben. Verzicht ist dann positiv konnotiert und mehr als eine pragmatische Reaktion. Ideen der Selbstrücknahme und Praktiken des Verzichts können innerhalb dieses Spektrums beschrieben und eingeordnet werden.

Verzicht also sei eine „freiwillige Unterlassung oder eine Nichtinanspruchnahme trotz Möglichkeit und Wunsch.“ Hier liegt die Handlungsmöglichkeit bei der verpflichtenden Person. Man kann sich bewusst gegen oder für etwas entscheiden. (Begriffsgeschichtlich übrigens hängt Verzicht mit „Verzeihen“ zusammen, als freiwillige Aufgabe eines zustehenden Rechts.)

Verwechselt werde Verzicht – so die These des Referenten – allerdings oft mit Verbot, Mangel und Verlust: Wenn man nämlich keine Wahl hat, dann, so Heimerdinger, handelt es sich nicht um Verzicht, sondern um die Befolgung eines Verbots. „Wer ein Verbot befolgt oder einen Mangel erleidet, hat auch nichts abzuwägen und entscheidet nicht frei.“ Man befolgt eine normative Vorgabe, unfreiwillig.

Auch der Mangel als Unterversorgung, werde als unfreiwillig wahrgenommen und Verzicht unterscheide sich schließlich auch vom Verlust. Der nämlich kenne keine Kompensation.

Gegenüber diesen drei stehe beim Verzicht dem Weniger zugleich ein Zugewinn zur Verfügung (z.B. ein gutes Klimagewissen).

Verzicht also sei ein emanzipativer Akt der Freiwilligkeit und Selbstbestimmung. Gleichwohl sei Verzicht keine leichte Wahl, tue weh und es sei Zumutung dabei (die sogenannte „Aua“-Komponente).

„Verzicht impliziert Freiwilligkeit um den Preis möglicher Ungleichheit.“ Er beruhe auf der heiklen Balance zwischen Freiwilligkeit und Zwang, Entbehrung und Zugewinn. Er beinhaltet im Kern den Aspekt der durchaus mit Anstrengung, innerer Arbeit oder Ent-

behrungsgefühlen verbundenen absichtlichen Entsagung. Einen Zugewinn gibt es also im Horizont des Verzichts nie umsonst, er muss mit Gewohnheits- oder Komforteinbußen erkaufte werden, zumindest in der Phase der Umstellung.

An drei alltagspraktischen Beispielen verdeutlichte Heimerdinger seine These: Am materiellen Besitz, an der Ernährung und der Mobilität.

Zum „materiellen Besitz“ führte er das Beispiel des ehemaligen Unternehmers Joachim Klöckner an. Der habe es mit seiner überschaubaren weiß-gelben Habe, die zur Gänze in einem kleinen Tagesrucksack Platz findet, zu einer bemerkenswert starken medialen Präsenz und Anschaulichkeit gebracht. Klöckner werde nicht müde zu betonen, dass es ihm weder um diese spezielle Zahl (50 Sachen) gehe, noch um Anleitung zu einem konkreten Praxisprogramm. Er wolle vielmehr Impulse geben für einen reflektierten Konsum- und Lebensstil, den letztlich aber jeder Mensch für sich selbst finden müsse. Minimalismus sei für ihn mithin „kein Ziel, sondern ein Weg“, es gehe ihm um eine undogmatische Suchbewegung der persönlichen Prioritätensetzung und bewussten Lebensgestaltung.

Am Beispiel des Minimalismus zeigte der Referent dann, wie Reduktion auch als Befreiung erlebt werden kann. So ständen beim „Berliner Minimalismus-Stammtisch“ keine konkret und fest definierten oder spezifischen Praktiken im Fokus. Vielmehr bearbeiten und verwandeln die Mitglieder mit der Praxis des Weniger ihre eigenen Denk- und Konsumgewohnheiten. Das sei mit Bewusstseinsarbeit und Gewohnheitsbrüchen verbunden und werde von einer starken Zukunftsorientierung getragen: Reduktion von Besitz und Aufwand als Verbesserung des Lebens hin zu mehr Leichtigkeit, Einfachheit, Klarheit und Zufriedenheit.

Das sei zwar nicht für die Ärmsten (Verzicht muss man sich leisten können), wohl aber für die gesellschaftliche Mehrheit möglich. Diejenigen, die das praktizieren, redeten denn auch nicht mehr von Verzicht, sondern von „Bereicherung“, wenn sie zum Beispiel kein Auto mehr fahren. „Ich habe jetzt die Mobilität, die dem entspricht, was meine Bedürfnisse sind, nämlich Flexibilität.“

Zweites Beispiel: Ernährung. Beim Essen, sagt man, hört der Spaß auf. Dass wir essen und trinken müssen, ist zwingend! Was aber und wie wir das tun, könnten wir, die wir nicht unter Mangel leiden, selbst im Rahmen unserer individuellen wie kulturellen Möglichkeiten mitbestimmen.

Wo neue Ernährungsvorstellungen Fuß fassen sollen, im Bewusstsein und insbesondere der Alltagspraxis der Menschen,

sei jedoch die Kluft zwischen Sollen, Wollen und tatsächlicher Praxis groß. Das gehöre zum Alltag.

Reißerische Überschriften wie „Kann kompletter Fleischverzicht den Klimawandel aufhalten“, halte er für unsinnig. Das grenze an „Kolonialisierung des Privattraums.“ Denn alle normativen Vorgaben in diesem Bereich seien heikel, weil sie meist übertriebene Abwehrreaktionen auszulösen pflegen. Auch hier spiele der Zusammenhang von kollektiver Einsicht und privater Konsequenz eine Rolle.

Drittes Beispiel: Mobilität. Auch hier plädierte der Referent lieber für Lockung als für Verbot. So stehe die Freiburger Aktion „terran“ (analog zu vegan) für geerdet, bodenständig, ohne Flugzeug unterwegs, also nicht für Verneinung, sondern auch sprachlich für positive Praxis: „Lieber chillig liegen, als billig fliegen.“

Gleichwohl bleibe beim Verzicht auch immer „Zumutung“ im Spiel, bekannte Heimerdinger, aber in Abwandlung eines Udo Lindenberg Zitats: „Hinter der Zumutung geht es weiter.“

„**Streit als Herausforderung**“ nannte **Louis Lewitan** (München), Diplom-Psychologe und Stress-Experte seine psychologische und jüdische Perspektive, warum Konflikte wichtig und stressig sind.

Seine Ausgangsfrage: Was haben Jesus, Marx, Freud und Einstein gemeinsam? Antwort: Alle vier waren einflussreiche Denker, die die Sicht auf die Welt drastisch verändert haben. Alle vier waren Visionäre. Und alle vier waren jüdisch. Sie fanden sich nicht mit der Realität ab, sie stellten die unumstößlichen Gewissheiten, die objektiven Naturgesetze, die gottgegebenen Klassen und Stände, die Sicht auf Krankheit und Gesundheit, radikal infrage. Das Infragestellen, das Hinterfragen, das Anzweifeln gehört zum Judentum wie das Weihwasser zum Christentum, wie die Mülltrennung zum Deutschen.

Streiten sei also konstituierendes Merkmal jüdischen Lebens, jüdischer Religion und Kultur. Für Juden war denn auch Schreiben, Lesen und Interpretieren der hebräischen Schriften Pflicht und gute Tat. Aber für eine nichtjüdische Umwelt, die lange weder schreiben noch lesen konnte, war nicht nachvollziehbar, dass Juden hierzu in der Lage waren. Ebenso unverständlich war, dass sie lebhaft miteinander stritten ohne sich zu befehden, ohne in den Krieg zu ziehen. „Vielleicht verdankt das Judentum diese glückliche Fügung, dass es Juden unter christlicher und muslimischer Herrschaft verboten war, Waffen zu besitzen. Sie haben uns unendlich viele Religionskriege erspart, die im Islam noch immer lodern.“ Hingegen: Die unterschiedlichen Richtungen

(orthodox, liberal, konservativ) innerhalb des Judentums, die zu Abspaltungen führten, entstanden infolge von Wortgefechten, nicht kraft langer, inhumaner Religionskriege.

Und so kenne der Streit weder alleingültige noch endgültige Antworten. So werden im Talmud unzählige Kommentare und Auslegungen erwähnt, die völlig unterschiedliche Sichtweisen hervorheben, eine wahre Fundgrube an dialektischen Debatten. Demzufolge sind im Judentum Zweifel gerade bezüglich strittiger theologischer Fragen nicht nur zulässig, sie sind erwünscht. Ein Rabbiner dazu: „Zweifeln darfst Du, aber beten sollst Du!“ Und das gelte nun auch für interreligiöse Debatten, obwohl solche Streits zum Beispiel zwischen der katholischen Kirche und Vertretern des Judentums von jüdischer Seite nie freiwillig geführt worden seien. Die Disputationen von Paris (1240), Barcelona (1263) und Tortosa (1413-1414) wurden den Juden aufgezwungen, um sie zu bekehren.

Frage: Was lässt sich am Beispiel der interreligiösen Debatten für heute ableiten? Es bedürfe zum gesunden, konstruktiven Streiten eines angstfreien Raums. Drohung, Einschüchterung und Erpressung und Angst vor negativen Konsequenzen seien kontraproduktiv. Dabei bleibe die Bibel hervorragende Quelle, in der man als Psychologe und Theologe Wesentliches über die Größe und die Abgründe des Menschen findet. „Mit der Bibel verhält es sich wie mit der Psychoanalyse: Beide sind weder objektiv noch wissenschaftlich, und doch sind sie kostbar, denn sie befassen sich mit existentiellen Themen wie Liebe und Hass, Träumen und Visionen, Neid und Eifersucht, Krieg und Frieden, Selbsterkenntnis und Verbohrtheit, Streit und Versöhnung.“

So heiße es über Abraham und Lot (Genesis 13, Vers 6): „Und das Land konnte es nicht ertragen, dass sie beieinander wohnten; denn ihre Habe war groß, und konnten nicht beieinander wohnen. Da sprach Abram zu Lot: Es soll doch nicht Streit sein zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten! Denn wir sind Brüder. Steht dir nicht das ganze Land offen? Trenne dich von mir! Willst du zur Linken, so gehe ich zur Rechten; und willst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken!“ (1. Mose 13,9). „Man wünscht sich, diese Einsicht könnte im Nahen Osten Realität werden,“ meinte der Referent dazu. Und das sei aktuell, weil es gegenwärtig anders laufe: „Der Rechtsextremismus ist auf dem Vormarsch. In mehreren Bundesländern gibt es tatsächlich No-Go-Areas, also Gefahrenzonen, wo Fremde, Juden, Farbige und Andersdenkende keine Existenzberechtigung haben und wo die Staatsgewalt dennoch zurückweicht. Und es gibt einen erstarkten Islamismus, der die Konfrontation mit dem Rechtsstaat sucht. Ob Pandemie, Rekord-Inflation, Klimawandel, der

Krieg Russlands gegen die Ukraine oder der Angriffskrieg der Hamas auf Israel, ideologisch-politische, religiöse und kulturelle Gräben tun sich auf und untergraben die Fundamente unserer Demokratie.“

Menschengruppen, die sich nur in der Masse stark fühlten, entsprächen dem Bild des autoritären Charakters (Erich Fromm). Der „autoritäre Charakter“ suche nicht Begegnung, sondern Unterwerfung, nicht Dialog, sondern Monolog. Aber dort, wo Streiten verboten und das öffentliche Austragen unterschiedlicher Ansichten und Überzeugungen unterdrückt wird, wie dies im Iran, in Russland, China und Gaza der Fall ist, hören die Freiheiten auf zu pulsieren: Die Freiheit der Andersdenkenden, der Andersglaubenden, des Anderseienden.

Dem entspreche, so Lewitan, ein Klima an Elite-Universitäten in Amerika, in Australien, aber auch in Europa, also an Bastionen intellektueller Freiheit: Ideologisch aufgeladene Polarisierung und Intoleranz spalte die Studierenden in erschreckendem Maße. Ihn erinnere das, so der Referent, an Zeiten in den siebziger und achtziger Jahren, als jüdische Schüler und Studenten vom Campus gejagt wurden. „Damals hatten wir es gewagt, Solidarität mit Israel zu zeigen und Flugblätter gegen den weit verbreiteten Antizionismus verteilt. Zionisten, heute wie damals, galten besonders in studentischen Kreisen als Rassisten, Imperialisten und Kolonialisten.“

Aufgrund der gegenwärtigen Entwicklung im Gaza greife Hass auf Juden und Israelis um sich, besonders an Universitäten, immer mit ähnlichen Argumentationslinien: Israel wird als Apartheid-Regime verteufelt und ist allein verantwortlich für den angeblichen Genozid an dem palästinensischen Volk, sprich das Massaker vom 7. Oktober sei eine Folge der israelischen Besatzung. „So betrachtet lassen sich selbst Pogrome rationalisieren, sprich entschuldigen“ rief Lewitan aus. Also Streiten: „Hätten unsere VorgängerInnen, unsere Vorbilder als Psychologen, Ärzte, Psychiater nicht konstruktiv miteinander gestritten, würde es heute keine Freudianische, keine Jungianische, keine Adlerianische Psychoanalyse, keine tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie (TP), keine kognitive Verhaltenstherapie, keine Gestalttherapie, keine Themenzentrierte Interaktion (TZI), keine systemische, keine strukturelle, keine strategische Familientherapie geben. Im Mittelpunkt all dieser Streitigkeiten um die beste Therapie, ging es damals wie heute, stets um das individuelle und gemeinschaftliche Wohl, um die seelische und körperliche Gesundheit, um den persönlichen Leidensdruck zu mindern und einen angemessenen Umgang mit schweren Belastungen. Das Streiten kam letztlich den psychisch Leidenden zugute.“

Aber sollte nicht der Klügere nachgeben? Antwort mit Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916): „Eine traurige Wahrheit. Wenn alle Klügeren nachgeben, wird die Welt von den Dummen regiert.“ Die Welt würde keine Demokratie, keine Menschenrechte, keine Gewaltenteilung kennen. Und hätten die Alliierten die Nazis nicht mit Waffengewalt bezwungen, wie hätte Europa heute ausgesehen?

Deshalb gelte es gerade jetzt, sich für die Demokratie stark zu machen. „Ich wünsche mir in dem Kontext, dass auch die Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT), dass die Psychotherapeuten sich stärker zu Wort melden und im gesellschaftlichen Diskurs Präsenz zeigen.“ Rückzug ins Private sei keine Option. Es brauche eine partizipative, respektvolle Streitkultur mit nötigem Humor: „Ein Priester und ein Rabbiner sind schon lange befreundet. An jedem Sonntag gehen sie gemeinsam spazieren, tauschen sich aus, reden über Gott und die Welt. Als sie eines Tages promenieren, bleibt der Priester plötzlich stehen und fragt: Werter Rabbiner, wir kennen uns schon so lange, darf ich Ihnen eine Frage stellen, die mir besonders am Herzen liegt: Warum müsst ihr Juden eine Frage immer mit einer Gegenfrage beantworten? Der Rabbiner bleibt stehen, hält inne, denkt nach und fragt: Warum nicht?“

Den Abschluss der Tagung bildete **Wilhelm Schmid** (Berlin). Sein Thema: „**Woher die Wut? Und wohin jetzt mit uns?**“ Schmid stieg ein mit seinem Bekannten Robert, einem gelernten Maurer. Robert gehöre zu den Wutbürgern, er sei aber einer, mit dem man bestens in Alltag und Nachbarschaft auskommt, weil er da ist, wenn man ihn braucht. Robert macht zum Beispiel wütend, dass die Leute überall ihren Müll herumliegen lassen. Er räumt ihn weg!

Mit Erich Kästner kalauerte Schmid dann: Die Menschen sind gut, bloß die Leute sind schlecht.“ Soll heißen: Im Gespräch mit dem einzelnen Menschen wird er meist zum freundlichen und entgegenkommenden Zeitgenossen; vor allem dann, wenn er auf Interesse stößt.

Erst aus „wechselseitiger Selbstbehauptung, besonders in der Masse, vertritt man Meinungen und Interessen in einer Form, die oft keiner der Beteiligten so gewollt hat.“

Frage: Wie umgehen damit, dass sich in „der Gesellschaft Gruppen bilden, zwischen denen kein Umgang und keine Sympathie herrscht, die so wenig über Gewohnheiten, Gefühle, Gedanken der Anderen wissen, als ob sie Bewohner verschiedener Pla-

neten seien,“ so dieses Zitat bereits aus dem 19. Jahrhundert (1845) des britischen Premier Benjamin Disraeli!

Genau mit diesem, allen Menschen gemeinsamen, Hang zur Verschiedenheit hätten idealistische Menschen ein Problem, im Gegensatz zu realistischen, die eher von Unterschieden ausgingen. Bei den Realisten sei mehr Flexibilität möglich, so dass man pragmatisch auch einmal abrücken könne von seiner Meinung. „Der Wutbürger aber will nicht abrücken!“

Aber auch er hoffe hintergründig schon auf Verständnis, das er dann eher bei Gleichgesinnten findet, so Schmid. Ehe man Wut sofort als bedrohlich für die Gesellschaft brandmarke, tue man gut daran, sie zunächst einmal als „Korrektive“ zu verstehen: „Die zunehmend kühle Rationalität der Gesellschaft muss mit Emotionen (Freude, Trauer, Angst und Wut) aufgefrischt werden“, so seine These. Dabei gelten Trauer (zeitlich begrenzen), Angst (überwinden) und Wut eher als negativ!

Wut, so der Referent sehr grundsätzlich, gehöre zur „Logik des Seins“ (Ontologie). Und da gebe es neben dem wirklichen Sein eben auch noch ein mögliches Sein. Das gehöre zum kollektiven wie zum individuellen Bewusstseinsprozess. Es wiederhole sich in jedem Kind, das sieht, was möglich ist und das in Wut gerät, wenn es nicht wirklich wird!

Dem Wütenden also fehle das Verständnis für den Unterschied (Differenz) von Möglichkeit und Wirklichkeit, mit oder ohne Grund. Es könne die Wut „hochkochen“ gegenüber einem Leben, das (immer) hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibt. Und eben dieser Spalt könne wütend machen. Energiegeladene Aggressionen versuchten diesen Spalt zu schließen, so Schmid. Sie seien gefährlich, da sie die beiden Pole sprengen können. Wer wütend ist, kenne sich selbst nicht mehr und wirke zerstörerisch, sowohl gegen andere als auch gegen sich selbst.

„Der Wutbürger ist ein Bürger, ohne bürgerlich zu sein“ (also ohne die Fähigkeit, die destruktive Seite der Wut kontrollieren zu können). Ärger, Wut und blanker Hass hätten damit zu tun, dass der zivilisierte „Deckel“ oder die Kontrolle für den Betroffenen nicht mehr lebbar zu sein scheinen. Sie hätten zudem die Tendenz zur gegenseitigen Ansteckung oder Aufschaukelung.

Positiv gesprochen: Auch Emotionen wie Wut, Angst, selbst Hass zeigten, dass noch Leben sei im Menschen; das sei besser als Resignation und Depression.

Problematisch allerdings ist, dass Wut Leben zerstören kann.

Daraus entstehe die Aufgabe „Wut vor dem Äußersten zu bewahren und sie ins Kreative zu wenden!“ So könne in einer Demokratie Wut Parteien ins Parlament tragen. Die destruktiven Energien könnten dort konstruktive werden, freilich seien sie auch

vor zerstörerischem Umschlagen nicht gefeit (Beispiel Trump). „Aufbauen ist immer mühsamer als zerstören.“

Offenbar, so noch einmal grundsätzlich der Referent, werde die Wut „ausgelöst von einer Hoffnung, deren Enttäuschung sie ist.“ Hoffnung auf Glück soll heute (nachdem man allgemein den Glauben an die Ewigkeit aufgegeben hat) die Realisierung aller Träume ermöglichen trotz unserer Endlichkeit und Zeitknappheit. Und eben dies Glück solle der Staat (System) realisieren und garantieren. Weil der damit überfordert ist, bekomme er kompensatorisch Hass zu spüren.

Aber dieser „Glückszahn“ müsse gezogen werden. Es gibt kein Glück ohne Enttäuschung. Eben diese Enttäuschung können Wutbürger nicht aushalten, weil die Glückserwartungen zu hochgeschraubt sind. Konkret: „Nach der Enttäuschung über den gescheiterten Sozialismus und den Folgen des entgrenzten Kapitalismus setzen sich etwa seit dem Jahr 2000 die Verheißungen des individuellen Glücks in den Köpfen fest.“

Die Wutbürger seien Idealisten, die sich sehnen nach einer nicht negativen Gesellschaft. Das erinnere ihn – analog – an das Vorgehen der Studentenbewegung von 1968, die ebenfalls nach idealer Gesellschaft gestrebt habe.

Bei aller inhaltlichen Gegensätzlichkeit, hier wütend gegen eine zu fluide, dort sozialistisch gegen eine erstarrte Gesellschaft, sei es bei beiden ein Kulturkampf fürs Ideale. Es gleichen sich die Protestformen und die Gegner seien ähnlich (Bewunderung von Autokratien, „die da oben“ etc.).

Wie in realer Begegnung mit einem Wutbürger umgehen? Abwenden? Sprechen? Diskutieren? Das sei alles oft gescheitert. Das Politische ausklammern? Wie Schmid das mit seinem erwähnten Freund Robert praktiziert?

Jedenfalls könne eine Besinnung auf das „allen Menschen Gemeinsame“ nicht schaden, so der Referent. Denn gemeinsam sei allen Menschen, „dass sie ihr Leben leben!“ Alle wollten gern von diesem Leben erzählen und Verständnis finden. Wenn man also zum Zuhören und Erzählen findet, dann bekomme man selber eine Ahnung davon, wie komplett anders ein Leben gelebt werden kann, dass sich also das Leben in Gegensätzen abspielt.

Lebenskunst heiße auch, „damit zurecht zu kommen, dass nicht alles so ist, wie wir das wollen.“ Mit Ablehnung von Religion, Konvention und Tradition müssten wir uns selber um Lebenssinn kümmern. Ohne Glück könnten wir leben, ohne Sinn nicht. Ein sinnerfülltes Leben ist Leben in Beziehung, auch der zu sich selbst: „Auch ich möchte mein Interesse finden“ beschwor der Referent zum Schluss von Referat und Tagung! Ein wenig Nar-

zissmus sei nicht schlimm, aber auch dort herrsche die Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit.

Ankündigung der Arbeitstagung 2024

vorläufiges Leitthema:

Zusammenhalten Vielstimmig und streitbar, beherzt und besonnen

Datum: Sonntag, 27. Oktober 2024 bis
Donnerstag, 31. Oktober 2024

Tagungsort: Inselhalle in Lindau und online

Eingeladene: Alle Interessierten, insbesondere alle in Heilberufen Tätigen sowie alle, die beruflich mit Menschen arbeiten.

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformular wird im Frühsommer 2024 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Lindauer Herbsttagung 2024

Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Postfach: 701080, 81310 München

Telefon: 089/12417451 • E-Mail: info@igt-lindau.de • Web: www.igt-lindau.de